

Die meisten in diesem Abschnitt skizzierten psychologischen Fertilitätstheorien sind der Sozialpsychologie zuzuordnen, wobei motivationale Variablen und kognitive Prozesse analysiert werden und das generative Verhalten als psychologisch-rationale Entscheidung im Sinne eines subjektiven Nutzens nachgezeichnet wird (u. a. Beckman 1979, Fishbein 1972, Hofmann et al. 1973, Miller 1994, Rosenstiel et al. 1986). Diese Rationalität weicht jedoch erheblich von der der mikroökonomischen Theorien ab, da auch psychologischer Nutzen, Normen, Werte, subjektive Bewertungsunterschiede und Entscheidungsprozesse einbezogen werden. Aspekte der Persönlichkeitspsychologie berücksichtigen v. a. Miller et al. (2004). Der klassische Ansatz der Motivationspsychologie von Maslow (1954) hat insbesondere die Theorien des kulturellen Wandels beeinflusst (siehe 3.6). Die Disziplin Entwicklungspsychologie hat durchaus Potenzial, zur Erklärung des generativen Verhaltens beizutragen, jedoch sind systematische entwicklungspsychologische Untersuchungen über die Persönlichkeit im Erwachsenenalter selten (vgl. Zimbardo 1995:98), eine Ausnahme stellt Erikson (1963) dar, der die Generativität, d. h. das Interesse an Familie und künftigen Generationen, als wichtige Stufe des Lebenszyklus benennt.<sup>157</sup>

Der „Value of Children“ (VOC)-Ansatz (Hoffman & Hoffman 1973) stellt die unterschiedlichen subjektiven Werte von Kindern in den Mittelpunkt der Analyse des generativen Verhaltens und kategorisiert neun Wertetypen. Diese Werte werden demnach durch die Sozialstruktur einer Gesellschaft und die individuelle Position darin determiniert, so dass sie als Verbindungsglied zwischen Makrofaktoren und dem generativen Verhalten fungieren. Letzteres wird der Theorie nach neben dem Wert von Kindern auch von alternativen Zielen, Kosten und hinderlichen sowie förderlichen Rahmenbedingungen beeinflusst. Der Wert von Kindern kann nach Hoffman und Hoffman folgende Aspekte umfassen:

- (1) Erreichen des Erwachsenenstatus und der sozialen Identität:**  
Demnach wird jungen Menschen mit der Elternschaft Reife und Stabilität zugeschrieben, und sie trägt stärker zum Erwachsenenstatus bei als Schulabschluss oder Heirat.

157 Eriksons Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung sieht eine feste Rangfolge der Stufen vor und die Verbindlichkeit des Ziels Generativität (zeugende Fähigkeit), das nicht nur die Zeugung von Kindern, sondern allgemein das Interesse an nächsten Generationen umfasst. Es ist stark wertend, da es die generative Phase als feste Stufe der psychosozialen Entwicklung definiert und ihr Auslassen mit „Stagnation und Persönlichkeitsverarmung“ (Erikson 1963:262) verbindet. Das Spannungsverhältnis zwischen diesem Teil von Eriksons Stufentheorie mit dem Wandel von Familienwerten seit der SDT könnte sich als fruchtbar erweisen.

- (2) **Erweiterung des Selbst:** Darunter verstehen die Autoren das Erreichen eines Lebenssinns und „einer Art Unsterblichkeit“ (Hoffman et al. 1979:587). In empirischen Untersuchungen umfasst dieser Aspekt Lernerfahrungen und Erfüllung ebenso wie Fortführung von Familienname und -linie.
- (3) **Erfüllung gesellschaftlicher und religiöser Moralvorstellungen:** Demnach werden Eltern von der Gesellschaft aufgrund der Verantwortung für und des Kümmerns um Kinder mit positiver Moral assoziiert. Ähnlich wirken auch religiöse Normen bei orthodoxen Juden, Katholiken und Protestanten.
- (4) **Familiäre Bindungen, Liebe und Zuneigung:** Durch Kinder kann demnach eine Kleinfamilie gegründet werden, die als Bollwerk gegen Anonymität und Isolation moderner Gesellschaften einen Wert darstellt. Als weiterer zentraler Punkt wird hier der Wert durch Liebe und Zuneigung in der Eltern-Kind-Beziehung genannt, der auch die Begleitung im Alter durch das Kind einschließt.
- (5) **Stimulation und Freude:** Darin sehen die Autoren die Stimulation, Aktivität und Freude, die Kinder verbreiten und das Vergnügen, ihr Heranwachsen zu beobachten.
- (6) **Ausdruck von Leistung, Kompetenz und Kreativität:** Dieser Aspekt umfasst das Erfolgserlebnis durch das physische „Produzieren“ und Aufziehen sowie Erziehung eines Kindes. Dieser Punkt umfasst auch stellvertretenden Erfolg, wonach besondere Fähigkeiten des Kindes positiv auf die Eltern zurückstrahlen.
- (7) **Machtzuwachs innerhalb der Familie:** Demnach gewinnen Paare mit der Geburt von Kindern, bei Söhnen teilweise verstärkt, innerhalb der Großfamilie einen höheren Machtstatus. Dieser Punkt gilt besonders für Frauen, auch innerhalb der Kleinfamilie.
- (8) **Prestige im sozialen Vergleich:** Prestige durch eine große Kinderzahl manifestiert sich demnach durch Zuschreibungen von Potenz und Fruchtbarkeit; es ist ein besonders in einigen Entwicklungsländern verbreitetes Phänomen.
- (9) **Ökonomischer Nutzen:** Dieser Aspekt umfasst den Nutzen als Arbeitskraft im Haushalt bzw. im familiären, oft landwirtschaftlichen Betrieb und den als Alterssicherung. Er ist die am häufigsten erforschte Nutzendimension (vgl. 3.3, 3.10) und steht nach Hoffman et al. mit einer hohen Kinderzahl, geringer Geburtenkontrolle und geringer sozioökonomischer Entwicklung in Verbindung.

Die Autoren weisen darauf hin, dass ein Wert wie der Erwachsenenstatus bereits mit einem Kind erreicht wird und Werte wie Stimulation oder ökonomischer Nutzen mit zunehmender Kinderzahl ansteigen. Dieser Grenznutzeneffekt kann

beim Leistungswert je nach gesellschaftlichen Bedingungen variieren, in einer Konstellation mit Aufstiegsmobilität kann der Qualitätssubstitutionseffekt (vgl. Becker 1960) zu einer geringen Kinderzahl führen. Als weitere gesellschaftliche Bedingung nennen Hoffman und Manis (1979:592ff) Kindersterblichkeit, Anstieg der Kosten und Normen zur Familiengröße.

Diese umfassende Systematisierung kann als Grundlage für empirische Arbeiten von großem Nutzen sein. Die Eignung des VOC-Ansatzes für den interkulturellen Vergleich unterstreicht Nauck (1992:246), der die VOC in ökonomische, psychologische und sozial-normative unterteilt, wobei er nur die ersten beiden Typen als bedeutsam bewertet. Eine beispielhafte Anwendung des Ansatzes für die USA, die nach Geschlecht, Elternschaft und Ethnie differenziert und bei der die VOC durch eine offene Frage und eine spätere Klassifizierung der Antworten in die Wertetypologie erhoben wurden, stammt von Hoffman und Manis (1979). Dabei zeigen sich die Werte der familiären Bindung und Stimulation als besonders bedeutsam, danach folgen die VOC-Faktoren 2, 1, 6, 9 und 3, während die Faktoren Machtzuwachs und Prestige keine Rolle spielen. Dieses Ergebnis entspricht den Vorhersagen der Theorie für moderne Industrieländer wie die USA, wonach die Komponenten Moral und ökonomischer Nutzen, die mit einer höheren Kinderzahl in Verbindung stehen, in Industrieländern nur eine geringe Rolle spielen. Den Hypothesen der Theorie entsprechend war der Kinderwunsch bei den Probanden, die Erwachsenenstatus, Moral und ökonomischen Nutzen nannten, höher und bei denen, die Unsterblichkeit nannten, niedriger.<sup>158</sup>

Der VOC-Ansatz deckt die unterschiedlichen Werte von Kindern umfassend und stringent geordnet ab. Er lässt viele zentrale Faktoren außerhalb der Wert- bzw. Nutzenkomponente und Interaktionen zwischen diesen und den Werten unberücksichtigt, so dass die Einbettung des Wertekatalogs in einen theoretischen Zusammenhang gering bleibt (vgl. Herter-Eschweiler 1998:211)<sup>159</sup>. Allerdings ermöglicht die gute Anschlussfähigkeit die Einbeziehung der neun Wertekomponenten in andere Theorien. Der Rückgang des ökonomischen Nutzens (vgl. u. a. Leibenstein 1957) und die über Normen wirksamen Werte VOC-3, VOC-7 und VOC-8 können zum Verständnis des Transitionellen Geburtenrückgangs auf der Mikroebene beitragen, da diese Werte keinen so stark abnehmenden Grenznutzen haben wie die VOC-Faktoren 1, 2, 4, 5 und 6, deren Wert bereits mit einer Kinderzahl von eins oder zwei erreicht wird. Die hohe Kinderlosigkeit wäh-

158 Hoffman und Manis weisen auf die Notwendigkeit vorsichtiger Interpretationen der Höhe des Kinderwunsches aufgrund komplexer Wirkungszusammenhänge hin. So wird Unsterblichkeit von vielen genannt, die keine Kinder wünschen, aber auch von vielen mit enorm hohem Kinderwunsch.

159 Herter-Eschweiler bezeichnet es als „fraglich, ob es sich hierbei um eine theoretische Erklärung handelt“, und verweist auf die Genese des VOC-Ansatzes, der „Resultat einer Zusammenstellung empirischer Ergebnisse“ ist.

rend des Zweiten Geburtenrückgangs und das Aufschubphänomen kann der Ansatz nicht erklären, hier ist die Einbeziehung von Normen, Kosten und Rahmenbedingungen offensichtlich notwendig. Sinnvolle Weiterentwicklungen wären klare Definitionen und Systematisierungen des Einflusses von Normen, die in mehrere Wertetypen einfließen, und des unterschiedlichen Sättigungscharakters der Werttypen bei steigender Kinderzahl. Für die Qualität als Theorie wäre eine systematische Einbettung der Wertedimensionen in ökonomische, gesellschaftliche und politische Makrovariablen hilfreich, denn ohne diese bleibt der Ansatz nur ein heuristisches Instrument zur Kategorisierung unterschiedlicher Wertetypen von Kindern. Im generativen Mikromodell dieser Untersuchung entsprechen die Komponenten VOC-9 dem ökonomischen Nutzen (Ib, siehe Tab. 3-1), VOC-4 und VOC-5 dem psychologischen Nutzen (Id), VOC-2 dem generativen Nutzen und VOC-1, VOC-3, VOC-7 und VOC-8 den Normen bzw. der gesellschaftlichen Anerkennung für Kinder (Ig).

Fishbeins Anwendung der Theorie des überlegten Handelns (Ajzen & Fishbein 1980, Fishbein & Ajzen 1975) auf das generative Verhalten stellt das Zusammenspiel der Komponenten Einstellungen und Normen in den Mittelpunkt (Fishbein 1972, Loken & Fishbein 1980). Die individuelle Verhaltensintention ist demnach durch die Addition von Einstellung und subjektiver Norm determiniert, wobei beide Faktoren unterschiedlich gewichtet werden können. Die Einstellung definiert Fishbein (1972:216) als eine hinsichtlich eines Verhaltens, die sich aus dem Produkt von Folgenabschätzung und Bewertung zusammensetzt. Fishbeins Konzept der subjektiven Normen umfasst spezifische Normen für das Verhalten einer bestimmten Person und ihre Motivation, diesen zu folgen. Der Einbezug von Verhaltensdispositionen als Einstellungskomponente dient dem Ziel, die Prädiktorqualität der Einstellung für zukünftiges Verhalten zu verbessern (vgl. Fishbein & Ajzen 1975); bei empirischen Umsetzungen der Theorie sollen Einstellungen demnach nicht durch abstrakte Frageformulierungen, sondern konkret in Bezug auf spezifisches Verhalten erhoben werden. Als Beispiel für Gewichtungunterschiede zwischen beiden Komponenten führt er eine stärkere Gewichtung der Normen bei Katholiken an. Fishbein betrachtet sämtliche anderen Faktoren wie soziodemografische und psychologische Persönlichkeitsmerkmale, aber auch Makrofaktoren, als extern, die nur indirekt über beide Komponenten oder eine Verschiebung ihrer Gewichtung wirken. In einer Anwendungsstudie dieser Theorie für den Effekt beruflicher Variablen auf den Kinderwunsch finden Loken und Fishbein (1980) die Theorie bestätigt:

„Fishbein’s theory allows a means for identifying the loci of effects of occupational variables on childbearing intentions.“ (Loken & Fishbein 1980:202)

Demnach erklären beide Komponenten des Modells die Intention, innerhalb von drei Jahren ein Kind zu bekommen, ausreichend, so dass die – aus Sicht der Theorie externen – beruflichen Variablen keine zusätzliche Erklärung beitragen.

Andererseits bietet diese nachgewiesene Konsistenz zwischen Einstellung und subjektiven Normen sowie der Verhaltensintention nur einen geringen Erkenntnisgewinn hinsichtlich des Geburtenrückgangs, sie kann auch im Rahmen der Dissonanztheorie (Festinger 1957) erklärt werden.<sup>160</sup>

In der Theorie des geplanten Verhaltens erweitert Ajzen (1991) die Theorie des überlegten Handelns um die subjektive Verhaltenskontrolle als zusätzlichen Prädiktor und postuliert, dass diese Komponente die Vorhersage von Verhalten mit „inkompletter willensmäßiger Kontrolle“ (ibid.:181) wie bei komplexen Verhaltensweisen mit bestimmten situativen Erfordernissen verbessert. Die Anwendung dieser Theorie auf das generative Verhalten diskutiert Herter-Eschweiler (1998:216), wobei die Einstellung und Bewertung zur Verhaltenskontrolle sich auf die situativen Einschätzungen zum „Großziehen eines Kindes“ bezieht. Ajzens Konzept der subjektiven Verhaltenskontrolle ähnelt dem der Selbstwirksamkeit (Bandura 1982, vgl. Ajzen 1991:184) und der Fähigkeitswahrnehmung (If) des hier entworfenen Mikromodells. Zu betonen ist, dass die Fähigkeitswahrnehmung zum Großziehen eines Kindes in erheblichem Maße von gesellschaftlichen Normen hinsichtlich guter Elternschaft geprägt ist.

Ein zentrales Ziel des Fishbein-Modells ist es, Möglichkeiten der Veränderung des Verhaltens zu generieren. Die Einstellung kann ebenso durch eine veränderte Abschätzung der Konsequenzen wie durch Änderungen ihrer Evaluation und die normative Komponente durch veränderte Normenerwartungen der Referenzgruppe oder durch Änderungen der Motivation, diesen zu folgen, modifiziert werden. Das Modell bietet eine Grundlage für das Verständnis von individuellen und Gruppen-Unterschieden hinsichtlich des generativen Verhaltens und der Wirkung von situativen Rahmenbedingungen und Kommunikationsstrategien. Aufgrund der nachgewiesenen Konsistenz zwischen Einstellung- und Normenkomponente und der generativen Verhaltensintention könnten Forschungen über den Einfluss von Makrofaktoren, besonders familienpolitischen, auf die einzelnen Komponenten eine sinnvolle Anwendung sein. Problematisch sind die Konfundierung mit sozialer Erwünschtheit (vgl. Beckman 1979:151), die vorwiegende Überprüfung der inneren Konsistenz und die fehlende Zeitperspektive (vgl. Herter-Eschweiler 1998:217). Die Kombination einer kognitiven Bewertung mit einer normativen Komponente ähnelt der ersten Dimension der Mikroebene des Mehrebenenmodells (Ia-If, Ig; vgl. Tab. 3-1), Fishbeins Ansatz basiert jedoch auf unterschiedlichen Bewertungskoeffizienten für beide Faktoren, während im Mehrebenenmodell die Normen sowohl additiv als auch im Rahmen eines wech-

160 Demnach führt Verhalten (oder Verhaltensintentionen) häufig zu Einstellungsmodifizierungen, wenn Diskrepanzen zwischen Einstellung und Verhalten vorliegen, so dass im Ergebnis die Dissonanzen reduziert werden und Einstellungen und Verhalten konsonant sind.

selnden Bezugsrahmens einbezogen werden. Fishbeins Theorie bietet interessante Einblicke über den Zusammenhang zwischen Einstellung und Verhalten, postuliert jedoch nicht bzw. nur rudimentär den Einfluss von Makrofaktoren und Erklärungen für den Zweiten Geburtenrückgang.

Eine Anwendung der sozialen Austauschtheorie (Homans 1961, Thibaut & Kelley 1959) auf Fertilitätspräferenzen unternimmt Beckman (1979, vgl. 1978), wonach das generative Verhalten durch aktuelle und erwartete Belohnungen und Kosten determiniert ist.<sup>161</sup> Diese nach Kosten-Nutzen-Erwägung entstandenen Präferenzen für Kinder werden mit solchen für alternative Rollen wie Arbeit und Freizeitaktivitäten abgewogen, so dass die Summe die Fertilitätsintention darstellt, die in der Paarinteraktion in eine Entscheidung mündet (siehe 3.13). Die Präferenzen werden demnach von Persönlichkeitseigenschaften, soziodemografischen und ökonomischen Faktoren beeinflusst. Den Konflikt zwischen beruflichen und familiären Zielen für Frauen interpretiert sie so, dass eine Kombination beider Ziele favorisiert wird, wobei sich aufgrund von zeitlichen Grenzen berufliche Intentionen negativ auf familiäre auswirken und umgekehrt. Den inversen Zusammenhang zwischen Geburtenrate und Frauenerwerbstätigkeit führt sie auf bidirektionale Kausalität zurück. Empirisch findet sie für die USA Bestätigung für den negativen Einfluss des Kinderwunsches auf berufliche Intentionen, jedoch nicht für den erwarteten umgekehrten Einfluss. Auch für andere Theorien ist interessant, dass sie die Reichweite für Modelle mit der Annahme einer rationalen Maximierung des psychologischen Nutzens auf moderne Gesellschaften begrenzt, in denen effektive kontrazeptive Methoden verbreitet sind, und da der Abwägungsprozess ein hohes Bildungsniveau voraussetzt (ibid.:147ff). Beckman weist auch auf die Möglichkeit vielfacher Nichtentscheidungen hin, die zu Aufschub und Kinderlosigkeit führen können. Insgesamt sieht sie das Modell der sozialen Austauschtheorie und die Analyse von motivationalen Variablen und kognitiven Prozessen für die Fertilitätsanalyse als bestätigt, wobei sie aufgrund der enttäuschenden Erklärungsvarianz (ibid.:166) die stärkere Einbeziehung von Normen der Bezugsgruppe fordert.

Ein neueres Modell über den generativen Entscheidungsprozess hat Miller entwickelt (Miller 1992, 1994, Miller, Severy & Pasta 2004, vgl. Miller 1986), bei dem die Umsetzung einer Motivation für Kinder in eine entsprechende Verhaltenskomponente im Mittelpunkt steht. Miller postuliert, dass die Umsetzung motivationaler Persönlichkeitseigenschaften (Traits) in konkretes generatives Verhalten über die Sequenzen Wunsch und Intentionen verläuft, und formuliert

161 Beckman bezieht die Austauschtheorie nicht wie in der klassischen Anwendung auf die Paarbeziehung, sondern auf die potenzielle Beziehung mit einem Kind. Das für diese Theorie zentrale Konstrukt des Vergleichslevels ist also keine andere Beziehung, sondern der Status Quo (vgl. Beckman 1978:65).

entsprechend sein „Traits-Desires-Intensions-Behavior“-Modell (Miller 1994). Dabei interpretiert er stabile motivationale Dispositionen als Persönlichkeitseigenschaft. Diese Fertilitäts-Motivations-Traits setzen sich demnach aus der Summe von Persönlichkeitseigenschaften zusammen, die positive oder negative Einstellungen zur Elternschaft implizieren und sich geschlechtsspezifisch unterscheiden. Diese Traits interagieren mit Kindheits- und Jugenderfahrungen, wobei er u. a. auf die Prägung im Elternhaus und Erfahrungen mit Kindern beispielsweise durch Babysitten verweist. Die Kombination von Traits und Erfahrungen operationalisiert er, wobei er für die Traits Affiliation, Nurturance (je positiv), Autonomie und Erfolgsorientierung (je negativ) und verschiedene Erfahrungswerte signifikante Korrelationen findet. Jedoch ist Millers Annahme fester Persönlichkeitseigenschaften ebenso umstritten wie sein Verweis auf die partielle genetische Determination dieser Traits. Beides zusammen hat für das generative Verhalten weitreichende Implikationen:

„This point in turn suggests that human childbearing motivation is determined in part by the individual's genetic makeup. In other words, some proportion of the variation in individual childbearing motivation is heritable and therefore biologically based.“ (Miller 1992:281)

Im Unterschied zu den stabilen Traits sind demnach Wünsche und Intentionen weniger zeitstabil. Wünsche unterscheiden sich demnach von Intentionen dadurch, dass bei Wünschen situative Restriktionen ausgeblendet sind, während Intentionen das Ergebnis des Zusammenspiels von Wünschen und situativem Kontext sind. Diese Unterscheidung entspricht der Komponente IIIa des generativen Mikromodells (siehe 2.1). Auf der Ebene von Wunsch und Intention differenziert Miller nach allgemeiner Orientierung, spezieller Anzahl und Timing. Hinsichtlich des generativen Verhaltens führt er den Begriff „Prozeption“ als Gegenstück zur Kontrazeption ein (Miller 1986). Millers Differenzierung in vier Sequenzen trägt dem prozesshaften Charakter der Fertilitätsentscheidung im Lebenslauf Rechnung, sie definiert mit Traits, Wünschen und Intentionen zentrale Abschnitte dieses Prozesses und ermöglicht eine Grundlage für sein Paarmodell (Miller et al. 2004, siehe 3.13). Interessant ist der Ansatz zur biografischen Genese des Kinderwunsches durch Prägung im Elternhaus und Erfahrungen in Schule und weiterem Umfeld. Millers These von stabilen Traits und einem genetischen Anteil ist jedoch nicht überzeugend.

Im deutschsprachigen Raum ist der Ansatz der Rosenstiel-Gruppe (Rosenstiel 1978, Rosenstiel et al. 1986, vgl. Oppitz 1982) verbreitet. Auf mehreren empirischen Studien in Deutschland aufbauend versuchen die Autoren, Erklärungen für den Zweiten Geburtenrückgang zu finden. Ein frühes, schlankes Individualmodell führt den Kinderwunsch auf die unterschiedlich gewichtete Kombination von extrinsischem und intrinsischem Wert von Kindern und den normativen Druck von außen zurück (Rosenstiel 1978). Eine elaboriertere Theorie zur „Psy-

chologie des generativen Verhaltens“ (Rosenstiel et al. 1986:54-62, 77-160) kombiniert die Lewin'sche Verhaltensformel, die das Verhalten auf Person- und Umweltvariablen zurückführt (Lewin 1936), mit Mackenroths Trias des Wollens, Könnens und Dürfens (Mackenroth 1953, siehe 3.3), die die Autoren auch mit Motivation, Fähigkeit und Normen übersetzen. Während die vier Faktoren Wollen, Können und Dürfen sowie die situative Ermöglichung das Verhalten determinieren, berücksichtigt das Modell auch die Paarinteraktion. Der Schwerpunkt liegt bei der Analyse auf der situativen Komponente, die Einkommen, Sozialschicht, Frauenerwerbstätigkeit, Wohnsituation und Verhütungsmöglichkeiten umfasst, und dem Wollen, das die individuellen Motivationen analysiert. Dabei spielt neben unbewusster Motivation und der zunehmenden Bedeutung des affektiven Wertes von Kindern der Einfluss des Wertewandels eine zentrale Rolle.

„Der Freiraum des einzelnen auf dem Gebiet des generativen Verhaltens ist – zumindest in den westlichen Industrieländern – so groß, daß die generativen Entscheidungen aus den soziologischen Variablen nicht allein vorausgesagt werden können. (...) Das ‚individuelle Wollen‘ rückt in den Vordergrund.“ (Rosenstiel et al. 1986:39)

Die Autoren verdeutlichen in der abschließenden Bewertung, dass sie situative Verbesserungen in Form familienpolitischer Maßnahmen für relativ einflusslos für die Fertilität halten, während die „Entwicklung gesellschaftlicher Werte“ und „Erziehung in Familie und Schule“ maßgeblich sind (ibid.:160). Demnach werden Wertorientierungen nicht nur dem Verhalten angepasst, sondern gehen auch dem Verhalten voraus (ibid.:147). Hinsichtlich des Wertewandels differenzieren Rosenstiel et al. zwischen Kohorten-, Perioden und Phaseneffekten.

Die Theorie kombiniert ihren motivationalen Schwerpunkt überzeugend mit situativen und normativen Aspekten und ist dadurch interdisziplinärer als die meisten anderen psychologischen Ansätze. Die Wechselwirkungen zwischen situativen, normativen sowie motivationalen Aspekten und die Ursachen des Wertewandels werden jedoch nur unzureichend ausgearbeitet, auch sind die Schlussfolgerungen über den Einfluss des Wertewandels widersprüchlich zu anderen Theorien des kulturellen Wandels (u. a. Inglehart 1997, siehe 3.6).<sup>162</sup> Prinzipiell positiv sind die klare Aussage hinsichtlich der Ursachen des Zweiten Geburtenrückgangs und der entsprechenden (skeptischen) Perspektiven einer Trendänderung sowie die Orientierung an Individual- und Aggregatebene.

Die psychologischen Theorien tragen zu einem besseren Verständnis des generativen Verhaltens auf der Mikroebene bei (vergleichend siehe Tab. 3-2), ohne

162 Oppitz (1982) und Rosenstiel et al. (1986) interpretieren den Wertewandel im Sinne einer stärkeren Konsumorientierung, während Inglehart ihn als stärkere Orientierung an postmateriellen Werten charakterisiert. Letzteres interpretieren die Autoren der Rosenstiel-Gruppe sogar als geburtenfördernd.

eine systematische Einbeziehung der Interaktion mit gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Makrovariablen bleibt jedoch ihr Erkenntnisgewinn hinsichtlich der Geburtenrückgänge gering. Andererseits bieten die Theorien eine große Anschlussfähigkeit, aufgrund ihres den Rational-Choice-Theorien strukturverwandten kognitiven Charakters insbesondere zu mikroökonomischen Theorien, deren Schwächen durch den Einbezug von psychologischen Theorieelementen kompensiert werden könnten. In diesem Sinne trägt der VOC-Ansatz zu einem Verständnis unterschiedlicher, weit über das Ökonomische hinausgehender Werte von Kindern bei, die bei steigender Zahl einen unterschiedlichen Grenznutzen aufzeigen. Fishbeins Theorie weist einen Weg für die Einbeziehung von Normen in eine psychologische Kosten-Nutzen-Abwägung auf, Beckman elaboriert den Entscheidungskonflikt der Frau zwischen beruflichen und familiären Zielen und Millers Theorie ermöglicht einen Rahmen für einen prozesshaften Zugang zu fertilitätsrelevanten Entscheidungen. Dass die Potenziale der psychologischen Theorien nicht adäquat gehoben sind, liegt zum einen an der insbesondere bei Ökonomen geringen interdisziplinären Ausrichtung (vgl. 1.2.2) und zum anderen an dem seltenen Anspruch von Psychologen, Erklärungen für gesamtgesellschaftliche demografische Phänomene wie den Zweiten Geburtenrückgang zu generieren. Ein gelungenes Beispiel für den Makrobezug hinsichtlich des Modells und des Erklärungsanspruchs präsentiert die Rosenstiel-Gruppe, deren Betonung der geänderten Werte eine Kombination mit soziologischen Wertewandelansätzen impliziert.

**Tabelle 3-2:** Psychologische Theorien anhand der Mikrokomponente des MEM

<b>Mikrokomponenten</b>	Fishbein	Hoffman	Hass	Beckman	Rosenstiel	Miller
<b>I) Langfristiger Kinderwunsch</b>						
a) Ökonomische Kosten	+			+		
b) Ökonomischer Nutzen	+	+		+	+	
c) Psychologische und Zeitkosten	+			++		+
d) Psychologischer Nutzen	+	++		+	+	+
e) Generativer Nutzen	+	++			+	
f) Fähigkeitswahrnehmung	Ajzen:++				+	
g) Normen und Rollen	++	++		+	+	
<b>II) Zus. Sexualität + Fortpflanzung</b>						
a) Möglichkeit						
b) Verfügbarkeit Verhütungstechnik			+	+		
c) Normen Verhütungstechnik			+	+		
d) Möglichkeiten von Abtreibung			+			
<b>III) Situation + Paarentscheidung</b>						
a) Einschätzung der Situation			+	+	+	++
b) Einschätzung der Beziehung						
c) Gemeinsame Partnerentscheidung			++	++	+	++

Anmerkung: + bedeutet die Berücksichtigung der entsprechenden Komponente des Mehrebenenmodells in der jeweiligen psychologischen Theorie, ++ eine besonders elaborierte Ausarbeitung der Komponente.

### 3.13 Paarinteraktionsmodelle

Im diesem Abschnitt werden die einflussreichen Paarinteraktionsmodelle von Hass (1974), Beckman (1978), Rosenstiel et al. (1986) und Miller et al. (2004), allesamt psychologischer Provenienz, skizziert. Bei Modellen, die die Paarinteraktion mit elaborierten Modellen auf der Individualebene kombinieren, werden individueller Entscheidungsprozess (siehe 3.12) und dyadische Interaktion (dieses Kapitel) der besseren Vergleichbarkeit wegen getrennt dargestellt.

Als erster Ansatz zum generativen Verhalten, bei dem die in vielen Studien vernachlässigte Paarinteraktion in den Mittelpunkt gestellt wird, gilt der von Hass (1974).

„Couple communication assumes greatest importance in decision-making in the preconception and pregnancy periods, especially in situations where responsibility for the pregnancy is shared or implementation of contraception necessitates cooperation, and in the pregnancy period (...).“ (Hass 1974:159)

Sie interpretiert die generative Paarentscheidung als dynamischen Entscheidungsprozess, der drei Stufen beinhaltet: die Entscheidungsphasen vor der Empfängnis, während der Schwangerschaft und nach der Geburt. Nach Beendigung der dritten Phase beginnt der Entscheidungsprozess wieder mit der ersten Phase, wobei Erfahrungen mit einem Kind erheblich in den neuen Entscheidungsprozess einfließen und ein Einstellungswandel wahrscheinlich ist, da viele Vor- und Nachteile von Kindern erst nach einer Geburt sichtbar werden (ibid.:157). Einstellungen und angenommene Kontrollüberzeugungen münden in jedem Stadium in eine Paarkommunikation, die der Entscheidung hinsichtlich Schwangerschaft oder Verhütung (Phase 1), Abtreibung oder Austragen (Phase 2) und Kind Aufziehen oder zur Adoption geben (Phase 3) vorausgeht.

In der ersten Phase wirken der Autorin nach mehrere soziodemografische und kontrazeptionelle Determinanten auf die Einstellung, während die Paarinteraktion vom Bildungsstand, der Art der Sexualbeziehung und Ambivalenzen beeinflusst ist sowie danach, ob Symmetrie oder Dominanzgefälle die Beziehungsrollen charakterisieren (ibid.:142). Das Modell lokalisiert Fertilitäts- und Verhütungsentscheidung in einem gemeinsamen Abschnitt. Nach Hass erfordert nicht nur die subjektive Bedeutung der Fertilitätsentscheidung, sondern auch oft die Anwendung von Verhütungsmittel Kommunikation eines Paares. Hass behauptet, dass bei Ambivalenz hinsichtlich des Kinderwunsches häufig ineffizient verhütet wird, die Paare also zeitweise die Möglichkeit einer Schwangerschaft in Kauf nehmen.

In der mit der Frage nach Abtreibung oder Austragen verbundenen zweiten Phase spielt nach Hass die Paarinteraktion eine wichtige Rolle, die durch das Stadium der Beziehung, die Rollen und den Bildungsstand beeinflusst ist. Wichtig ist dabei der Grad der Unabhängigkeit der Entscheidung der Frau, der von Al-